

Umbrische Reisegeschichtelein

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572260>

Nutzungsbedingungen

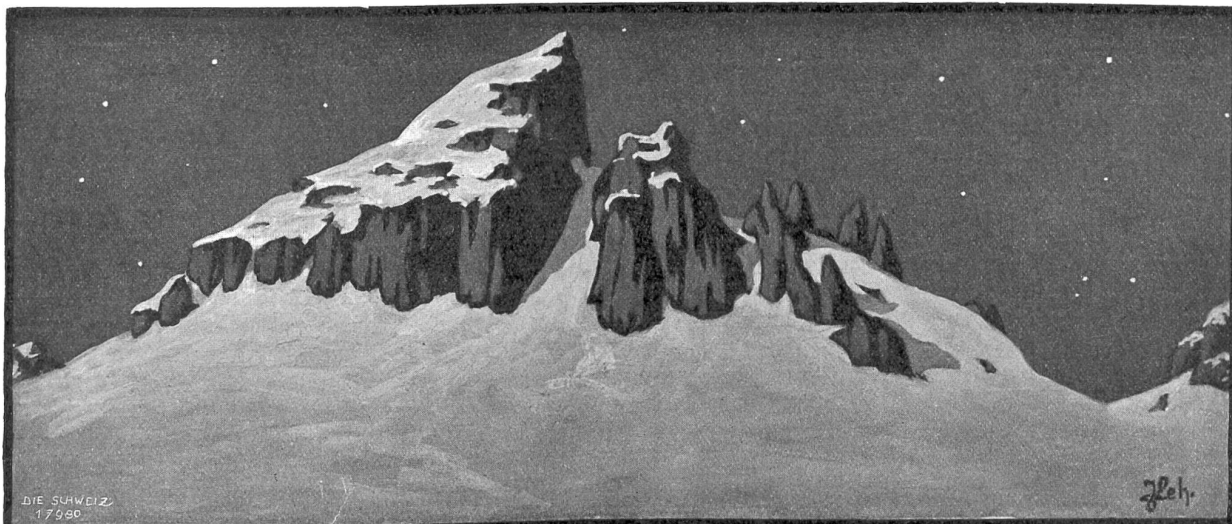
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schöne Nacht

Nach des letzten Tages Mühe
Kommt die lange schöne Nacht,
Die den Flügel schon bewegt,
Daß sie uns hinüberträgt . . .
Und wir tanzen bis zur Frühe
Eine lange schöne Nacht.

Sieh, nun weiß ich, daß ich blühe
Eine lange schöne Nacht.
Wenn am letzten Tage spät
Sanft das Abendrot vergeht,
Kommt zu mir nach all der Mühe
Eine lange schöne Nacht . . .

Carl Friedrich Wiegand, Zürich.

Umbrische Reisegechichtelein.

Von Heinrich Federer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

2. Das letzte Stündlein Innocenz' des Dritten.

Der große Innocenz lag am Nachmittag des heißen 16. Juni 1216 im erzbischöflichen Palast von Perugia auf erhöhtem Lager, bei offenen Fenstern in den letzten Zügen. Jäh war es über den blühenden Herrn gekommen und hatte ihn aus großen Plänen und einem Tisch voll noch nasser weltregierender Diktate ins Sterben geworfen. Eine Orange zur Anzeit, Fieber, verwirrter Medicus und der Tod, das ging in einen halben Tag.

Er sah vom Rissen aus das Libertal zu den Gessimsen heraufleuchten und drüben die kleinen Stadtneßlein Assisi, Spello, Foligno und Trevi von den Gebirgshängen winken. Aber reden, schreiben, auch nur noch mit dem Finger deuten konnte der Sterbende nicht mehr. Steif und still lag er da. Unter den Fenstern auf dem Pflaster hörte er die Kasse trampeln, Wagen vorfahren, Eilboten im Galopp den Hügel hinunter nach Rom rasen. Er hörte die Ärzte arabische Phrasen gegeneinander schimpfen und dazu mit ihren langen Röcken rauschen. Und das Hofgesinde und die Prälaten hörte er flüstern: „Er ist aus reichem Haus und ein großer Sparer gewesen. Wer kennt sein Testament? Was vermacht er uns?“ Und übel klang dazu, wie man sich schon um die Schlüssel zu dieser und jener Truhe sorgte.

Aber noch viel übler war das fromme ängstliche Durcheinander anzuhören: „Gott, was wird aus unserer heiligen Kirche? So jung der Kaiser, so furchtbar der Muselmann, so nötig unser Papst wie die Sonne am Himmel! Wer soll seinen Stuhl füllen? Die Welt fällt auseinander!“ Das und alle die tausend Geräusche, die das Abtreten eines Großen und das Kommen des Nachfolgers begleiteten, hörte er mit dem so feinen Ohr der Sterbenden. Aber er lachte in seine große Seele hinein. Ach, was war doch dies alles für Torheit! Drüben glänzt Assisi. Dort lebt der Mann, der für diesen Augenblick allein noch paßt. Wo ist Franciscus, der Bettler? Franciscus her! Ach, wenn er ihn doch rufen könnte!

Der stand einmal vor seinem Stuhl in Rom und fragte demütig: „Herre Papst, dürfen wir arm sein?“

Der junge Papst schüttelte damals verwundert seinen lockenbraunen Kopf. Die Hoffschranzen aber spöttelten laut.

„Dürfen wir von der Armut leben?“ wiederholte Franz noch demütiger.

Innocenz lächelte fein. Was war das für eine neue Speise, die Armut? Was für ein neuer Reichtum, das Nichtshaben?

„Herre Papſt, ſo meine ich's: Darf ich eine Familie gründen aus lauter Freiern? Aber nicht aus Freiern um adelige Töchter oder um Biſchöfsmützen oder um Baronate! Ach nein, aus Freiern um die ſchöne, reine, ſelige Frau Armut. Dürfen wir vom Almofen leben? Und daneben wie die Vögel und die Eichhörnchen im Walde haufen, die bequeme liebe Erde zu Stuhl und Tiſch und Bett und Studierpult und Futterplaz nehmen? Und das Summen und Brummen der Tierlein zur Muſik und das Waſſer zum Spiel? Und dürfen wir uns ſo ſorgenlos der Natur und ihres Bauherrn freuen? Und weil ganz gewiß ſo eine Armut allein der wahre Reichtum iſt, dürfen wir unſer köſtliches Freiertum auch andern predigen? Etwas den Schwitzenden und den Belasteten? Den Verdrossenen und den Geizhäßigen und den Schlemmern? Damit alle einfach werden? Denn einfach ſein, iſt wie das Evangelium ſein, iſt ſelig ſein. Dürfen wir, Herre Papſt, ſag', dürfen wir?“

Das ſang und drang in des Heiligen Vaters Herz wie mit Vogelſtimmen. Es war vor wenigen Jahren. Wie gut weiß er es noch! Und wie ſieht er noch immer deutlich jenen blassen, jungen, ſonnigen Mönch in der ſtaubigen Kutte mit ſeinen zwitſchernenden Geſellen vor ihm ſtehen und ſo fröhlich betteln, als hätte er den blauen Himmel im Auge und einen Engel auf der Zunge.

„Aber ihr fallt den Menſchen zur Laſt mit euerem Betteln und leidet dann Not und haltet es nicht lange aus!“

„Laſſet uns nur machen, Herre Papſt, es wird ſchon gehen. Wenn es den unwiſſenden Vögeln gelingt, ſo einem Spaß und Gimpel ſogar, warum nicht auch uns ſchlaueinfältigen Geſchöpfen?“

Da ließ Innocenz ſie gewähren. Und als die Minder Brüder mit ihrem herrlichen Wald- und Harzgeruch aus dem Marmorſaal des Lateran hinausgeſprungen waren und nur noch ein leiſes blaues Wolkendüftlein davon an der Diele hing und ſtill verſchwebte, da fühlte der Heilige Vater zum erſten Mal wieder, ſeit er die weiße Papſtſeide trug, daß es noch Größeres gibt als die grelle Glorie ſeiner Regierung: Einfachheit der Seele, Franzens, des heiligen Habenichts, Einfachheit.

Jetzt aus all der verſchachtelten und verwinkelten Krämerwelt hinaus in die Nähe des Todes gerückt, fühlt er wie Heimweh einen Hauch dieſer Einfachheit über ſich kommen. Sehnsüchtig blickt er über die Bettpoſten am Fußende hinaus und hinüber nach Aſſiſi, wo der Heilige nun ſchon jahrelang mit den Vögeln und Füchſen und Jüngern lebt und wirkt, der Adam einer neuen Schöpfung.

Wenn doch jetzt dieſer arme Franz da wäre und zu ihm ein Wort vom Frieden der Seele reden wollte, jetzt, in dieſen paar ſo wichtigen letzten Minuten!

Die Umgebung ſieht, wie der Schweiß aus der kühlen bleichen Stirne des Papſtes rinnt und wie ſein Auge quäleriſch etwas ſucht. Was möchte er wohl?

Ob er kühles Waſſer wolle oder den Erzbischof Baldi oder ſeinen treuen Hofkaplan?

Nein, nein, nein, nichts dergleichen. Ach, könnte er nur den einen Namen rufen!

Ob man ihm etwas vorbeten ſolle?

Seine ſchwarzen großen Campagnaaugen ſagen ja. Aber vorbeten ſollte der große heilige Bettler. Das wäre ein Gebet wie von einem Rieſen.

Man betet mit brennenden Kerzen ums Bett die ſieben alten gewaltigen Bußſalmen. Wie das dröhnt beim hundertſten Pſalm: „Nimm mich nicht aus der Mitte meiner Lage weg!“ Und wieder beim neunzehnten: „Die kommen mit Wagen und die mit Roſſen — ich aber im Namen des Herrn!“

O, das alles erlöſt nicht. Innocenz möchte eine mildere Sprache, er möchte das Wort Figliuolo hören, wie es Franz von Aſſiſi ſo ſüß ſagen kann, und Padre und Patria, wie er allein es ſo heimatlich ausſpricht. Unbefriedigt irren ſeine Blicke umher und haften dann immer wieder an den fernem ſchimmernden Mauern von Aſſiſi.

Da fällt endlich einem Kleriker ein, daß der wunderbare Franz von dort drüben zurzeit in Perugia weile. Man hat ihn noch am Vormittag mit Bettlern auf der Piazza ſpielen ſehen. Er iſt ein Narr und ein Heiliger. Vielleicht könnte der noch helfen. Und vielleicht iſt es das, was der Sterbende ſucht. Soll man den Poverello holen, Heiligkeit?

Innocenz Augen leuchten vor Freude. Und ein Erzprieſter von San Lorenzo rennt hinaus und ſucht nach Franz durch alle Schnörkel der Stadt. Umſonſt! Er läuft in alle Schenken. Torheit! Endlich findet er den Bruder hinten im Spitalhof, wie er einem Siechen Suppe ſchöpft und zu jeder Kelle ein prachtvolles Sprüchlein weiß.

„Saget dem Papſt,“ wendet ſich Franz heiter gegen den Prälaten, „ich komme nicht kommen. Ich müſſe der Kranken warten . . . Unſer großer Papſt hat hundert Diener. Aber Nazaro hier, der Blinde, hat niemand, der ihm gut und höflich ſervierte.“

Der Heilige Vater nickte leiſe mit den Augen auf dieſen Beſcheid und wartete geduldig. Als er dachte, Franzens blinder Krüppel ſei nun wohl gut und höflich ſerviert, ſandte er wieder hin. Und diesmal ging ein Erzbischof.

Wieder ſuchte man lange auf und ab. Endlich traf man den Heiligen an der alten Stadtmauer gegen Porta Nella hinunter in einem Rudel Gaſſenfinder. Franz teilte ihnen ſammengebettelte Orangen und Feigen und Brötchen aus und erzählte, während ſie mit großen weißen Zähnen alles appetitlich aßen, Geſchichtlein auf Geſchichtlein von hohen und mächtigen Kindern der Bibel, alſo vom gewaltigen Hirtenbuben und Schleuderer David, vom übermächtigen Knaben Simſon, der Löwen mit bloßer Hand erwürgte, dann vom viel feineren, hübschen und unſinnig ſchlauen Daniel und von den hellhaarigen, großartigen ſieben Söhnen der Maffabäerin, die über Feuer und Meſſer wie über ein harmloſes Spielzeug lachten. Und immer klatschten die kleinen Zuhörer in die ſchmutzigen Hände, ſchrieen: „Bravo Davide! Bravo Daniele! Bravissimo piccolo figlio Maccabeo!“ und flehten dann: „Noch ein Geſchichtlein, nur noch eines, Bru-

der Franz! Es ist so schön, was du da alles weißt. Wir wollen es nachmachen, sicher! Also denn, was war's mit dem kleinen Krausebüschlein Giovanni Battista?"

"Saget dem Papst," unterbrach jetzt Franz seine Kinder und verneigte sich ehrsam vor dem Erzbischofe, "ich könne wirklich nicht kommen. Ich müsse Kinder lehren. Unser Heiliger Vater ist ja weiser als alle Kinder und Greise. Er braucht keinen Lehrer. Er ist der Lehrer der Lehrer. Und wenn er sich doch einen klugen Spruch will sagen lassen, so hat er ja ein Duzend Doktoren von Paris und Bologna um sich. . . Und nun, ihr lieben, losen Jungen, gebt acht, was ich euch vom kleinen Battista . . ."

Schmerzlich verzog Innocenz den feinen Mund auf diese Meldung und wartete, bis Franz alle Geschichtlein von mächtigen heiligen Kindern den Perugierchlingeln unten an der Mauer erzählt hatte. Er galt dem heiligen Bruder also weniger als ein Blinder im Spital oder als irgend ein ungehobelter Gassenbengel. Das war sehr betäubend. Aber Innocenz demütigte sich und glaubte, Franz tue recht. Und als er meinte, die Kinder hätten nun alle schönen Geschichtlein gehört, da sandte er, fast gar schon ohne Atem und Herzschlag, noch einmal dringend hin. Franz möge jetzt doch um alles kommen! Der Papst sterbe, wenn er zögere. Es sei doch etwas Großes, wenn ein Papst rufe. Diesmal waren es zwei Kardinäle in langen brennend-roten Purpurschleppen.

Doch Franz befand sich schon nicht mehr bei den Kindern, sondern war durch den Garten des reichen Baglioni spaziert, als wäre der sein Gut. Und da fand man ihn mitten im Weglein, zwischen den hohen Rebstangen stehen und eine Spinne trösten, der er unachtsam die silberne Hängebrücke von einem Busch zum andern zerrissen hatte. Nun flatterten die Reste traurig im Winde.

Franz zog aus seinen zerfaserten Ärmeln so lange dünne Fäden, als er nur konnte, und suchte mit Bedacht und Fleiß sie zu verschlingen und mit den Enden zu verknüpfen und der Kreuzspinne so den Weg hinüber wieder ordentlich zu flicken.

"Saget dem Papst, ich müsse doch wahrhaft dem Spinnlein den zugefügten Schaden wieder gut machen. Der Heilige Vater hat mich nicht so nötig. Hundert Nachfolger warten auf sein Sterben, um gleich an seinem großen Faden das Netz Petri weiter zu spinnen. Oder zu flicken, wie es ihnen gut scheint. . . Aber du, zierlich gesprennkeltes Spinnlein, hast wohl Hunderte, die dein Gewebe zerstören, aber niemand, der es dir wieder flickt. Da muß schon der dumme Franz herhalten."

Und er fuhr fort, sehr feine Fasern aus dem Ärmel zu zupfen und zu verknüpfen und über das Laub zu ziehen, indessen die Spinne mit ihren hundert dankbaren, schwarz funkelnden Augen dem seltsamen Gehilfen vom gezahnten Rand eines Blattes auf jeden Finger sah und sich an dieser menschlichen Plumpheit köstlich ergötzte.

Diesmal wagten die Boten nicht heimzukehren und zu sagen, Franz habe ein garstiges Ungeziefer

dem heilig und dreifach Gefrönten vorgezogen. Sie warteten also, indem sie bald an der seidnen Schleppe zogen, wenn eine Schnecke darüber kriechen wollte, oder eine Fliege abwehrten, die auf ihr goldenes Brustkreuz sich geradewegs hinsetzte, weil es so funkelte in der süßen gelben umbrischen Vespersonne. Dann horchten sie wieder gegen San Lorenzo hinauf, ob dort vom Schallloch die Totenglocke immer noch nicht anschlage.

Endlich war Franz mit seiner Feinweberei fertig. Die Spinne bedankte sich durch ein munteres Gezappel der Füße und durch ein gewaltiges Gefunfel der hundert Neuglein.

"Gehen wir jetzt," sagte Franz fröhlich, als er ringsum weder einen Krüppel, noch ein Kind, noch ein Tierlein oder sonst was Bedürftiges sah, dem er etwas zulieb tun könnte.

Indessen lag Innocenz^{*} hochauf in den Rissen, dem Fenster und den Bergen von Assisi zugewandt. Und es fiel gerade die Sechsuhrsonne, die tiefgelbe umbrische, auf die päpstliche Krone zu Häupten des Bettes. Das Geschmeide flammte auf wie eine zweite Sonne und tauchte das ganze Gemach bis in die hinterste Ecke in einen seltsamen goldigdunkeln Dunst.

Der Papst horchte auf jeden Tritt über das Straßenpflaster unter dem Fenster. Plötzlich öffnete er die Augen weit und lächelte. Von allen andern Füßen unterschied er das leichte Holzschuhgeklapper des Bruders Habenichts. Er atmete schon den Wald- und Heideduft und das Paradieslüftchen dazu, das von Franz ausging. Seine feinen, bleichen, seidigen Lippen öffneten sich leise wie zum Grinsen.

Aber auf der Schwelle blieb Franz jählings stehen und hielt die Hände wie geblendet vor das Gesicht und sagte: „Herre Papst, da kann ich nicht hinein!“

Man rief, drängte, stieß. Was soll nun das? Warum spielt er jetzt wieder den Sonderling? Ist dies die Demut des Gottesknechtes, sich so zu gebärden? Warum, warum doch kann er nicht hinein?

„Mich blendet die Erde allhier,“ antwortet der Poverello einfach.

Da hoben sie die Krone weg, und es wurde dämmerig im Saal, und Franz konnte hereinkommen. Er kniete vor den Papst auf beide Knie nieder wie ein Kind. Und Innocenz lächelte so zufrieden, wie er seit der Siegeskunde von Tolosa nie mehr gelächelt hatte. Ihm war, es knie ein Cherubim an seiner Seite. Franz aber begann:

„Vielglücklicher Heiliger Vater, nun sagt Ihr: Fahr wohl, Welt! Aber, da knistert und rauscht und schmeichelt sie noch immer um Euch, sodaß der Himmel nicht recht herzu kann.“

Sprach's und zog dem Papst, der immer fröhlicher dreinsah, das seidene Schulterröcklein und die goldene Kette und sogar die breite, golddurchwirkte, schwere Stola ab. Alles sah zu und entrüstete sich und wagte doch keine Widerrede. Aber Franz warf seinen braunen, von so vielen Bettelreisen verstaub-

ten und von ſo vielen Gaſſenbuben verunglimpften Mantel ab und legte ihn dem Papſt über Bruſt und Schulter.

Dann blickten ſich die Zweie lange in die Augen und durch dieſe offenen Fenſter in die tieſte heimlichſte Seele, der oberſte Gebieter und der unterſte Knecht auf Erden — und beide verſtanden ſich.

„Rede doch mit ihm,“ gebot der Kardinalbiſchof von Oſtia. „Deinen Troſt will er haben!“

„Von der Schlacht bei Navas de Tolosa ſag' ihm! Hunderttauſend tote Heiden! Sag' das!“ ſchrie der Graf von Brevent.

„Oder vom Kreuzzug nach Byzanz!“ meinte ein vlämischer Baron.

Aber Franz zog ein paar Spinnfäden mit höflichen und feinen Fingern aus ſeinem Bart und zog ſie dem Papſt über das noch immer braune, krauſe und jezt vom Sterben ganz naſſe Haar. So andächtig tat er das, als wären dieſe grauen Fäden das Köſtlichſte der Welt.

„Seht, Herre Papſt,“ ſprach er dann munter, „es bleibt Euch nichts von allem Rom und Weltreich. Ja, von allem großen Spinnen und Weben und Sorgen über Alpen und Meere hin bleibt Euch weniger als meiner Schweſter Spinne drüben in den Weinlauben.“

„Nicht ſo mußt du reden,“ ſchalt da der ritterliche Biſchof von Piſa. „Von den Bannſtrahlen red' ihm lieber, die über den Gotthard in den deutſchen Schnee flogen, von den getröſteten Königinnen zu Paris und Leon und ſolches mehr! Das klingt ihm ſchöner.“

„Und doch,“ fuhr Franz fröhlich fort, ohne im geringſten auf den Hoſtroß zu achten, „iſt Euch etwas Köſtliches geblieben und das Beſte von allem, Herre Papſt: die reine Armut! Da nehmt dieſes Fehlein Spinnfaden! So arm ſeid Ihr. Ein Bettler im Trastevere iſt dagegen ein Kröſus.“

„Nicht ſo! Vom Konzil im Lateran erzähle!“ mahnt der Statthalter von Spoleto.

„Vom Krieg gegen die Kezer!“ eifert Montforts junger Better.

Aber Franz ſah die vermehrte Freude des Heiligen Vaters wie einen hellen Sonntag über die Stirne ausgebreitet und redete unverdroſſen weiter: „Vergesſet das alles, was Euere guten Herren da fabulieren. Und kehret lieber zurück in Euere Jugend . . . Da haſt du,“ begann er den Papſt mit einem Mal zu duzen, „ein Büchlein geſchrieben, lieber Bruder, weißt du noch?“

Jezt lag nichts Politisches und Staatsmänniſches mehr im Papſtgeſicht. Ein junges weiches Lächeln überzog alle Härte dieſes Marmorkopfes. Wie ein Kind ſah der große Innocenz aus. Denn er ſah ſich als feurigen, frühreifen Knaben vom Wein und von der Minnemuſik im elterlichen Palaſt hinauslaufen in die tiefen Rebentauden des Schloßhügels von Segni und nachdenken, was mehr ſei als ſo ein erhobener Becher und ſo ein geharfnertes Liebeslied und ſo ein bunter und doch ſchwermütiger Campagnertanz. Und wieder ſah er ſich nachts im Bücherzimmer ſeines Vaters ſitzen und

über dem Ekkleſiaſtes ſtudieren, wenn der Docht ſchon heruntergebrannt war und ſeine Adelsgenoſſen ſich zechmüde nach Hauſe trollten — ſah ſich da ſitzen im Finſtern und nachſinnen über das, was das Genie aller Zeiten nie Größeres lehrte: einfach ſein! Und der Sterbende beſann ſich hell, wie er damals voll ſtürmiſcher Begeiſterung anſang, rauhe Kleider zu tragen und das Wenigſte und Gewöhnlichſte zu eſſen und zu trinken, was durchaus zum Leben gehört, und die hochlehnigen, weichen Stühle zu fliehen und ein Werklein zu ſchreiben: De contemptu mundi*). Ah, er weiß jezt, daß er nie ſo glücklich war wie damals beim heißen herzklopfenden Niedergeſitz jener wenigen Blätter. Sie machen ihn jezt glücklicher als die gebogenen königlichen und kaiſerlichen Knie ſeines ruhmvollen Pontifikats. Es war ſchon nicht mehr irdiſche Heiterkeit, es war eine andere, erdfremde Sonne, die auf ſeinem erblaſſenden Antlitz leuchtete.

„Bei allen Söhnen der Armut und bei allen Töchtern der heiligen Einfachheit,“ ſagte Franz, „wird dein Büchlein gelten. Deine Staatspapiere lärmten ſich bald aus und liegen ſtumm in den Archiven wie Leichen im Sarg. Aber das Büchlein bleibt, ſolange der Weg vom Staub zum Geiſt und von der Erde zum Himmel durch das heilige Tor der Armut geht!“

Innocenz lag wie in Verzücung.

„So vollende denn dieſen Königsweg, Herre Papſt und Herre Bettler! Geh im Frieden! Um dieſes Büchleins und ſeiner Stille willen wird dir viel Lärm verziehen werden.“

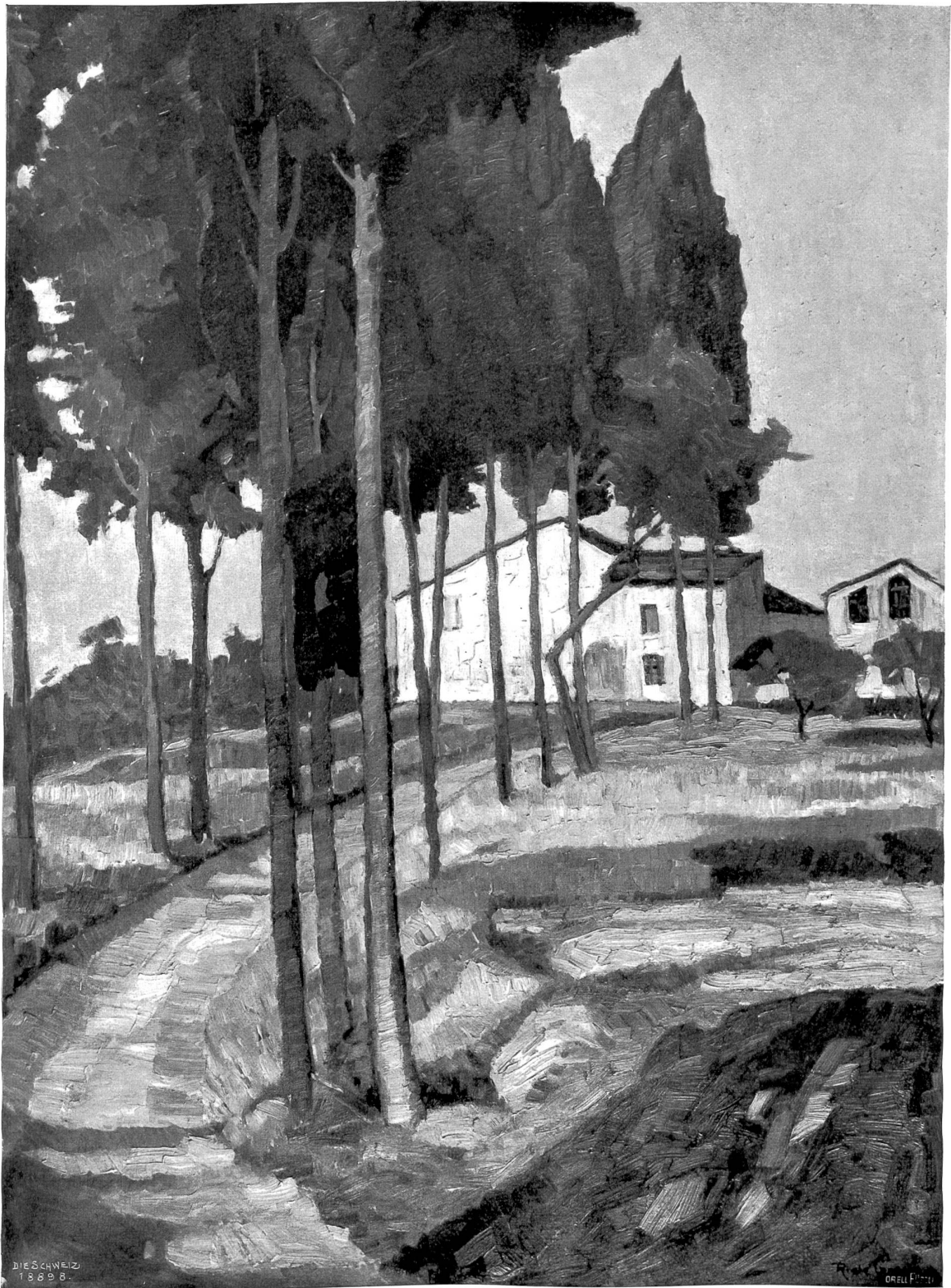
Damit ſaßte Franz die ſchon erkaltete Hand des Papſtes, ſo, wie man den Freund, der eine weite, gar ſtattliche Reiſe unternimmt, an der Hand faßt, als ſollte er uns doch um der Bruderliebe willen aus dieſer winkligen Langeweile heraus mitnehmen in ſeine helle, tapfere, wunderbare Straße hinaus.

Die ſchlankte Geſtalt des Papſtes tat einen leiſen feinen Ruck vom Kopf bis zu Füßen des Bettes, daß es wie ein ſilbernes Klirren durchs Zimmer ging, und öffnete den Mund und ließ fröhlich das letzte Lüftchen entgleiten. Und niemand hätte ſeiner hellen Miene den Tod angeſehen und an einen Leichnam geglaubt, wenn ſich Franz nicht zu den Verſammelten gewendet und beinahe luſtig geſagt hätte: „Seht einmal da unſern lieben Herrn Papſt! Er hat ſeinem Nachfolger nichts hinterlaſſen als dieſes Lächeln auf der Stirne und dieſe paar Spinnfäden im Haar. Aber das iſt genug.“

Und mit der gleichen Heiterkeit und den feinen höflichen Händen, womit er vorher den blinden Nazaro ſerviert, die Wangen geſtreichelt und das Spinnlein bedient hatte, ſchloß er dem Heiligen Vater den offen gebliebenen Mund und ſcherzte noch: „Bleib' nun ſtill, du haſt genug geredet!“

Verwirrung und Gewoge im Palaſt und in der Stadt Perugia. Ueber die Leiche hin geht Poſtaſenstoßen und Roßgetrappel und das ſchwere erregende Geſchäft einer neuen Papſtwahl. Und in dieſem großen Getöſe merken nur ein paar leiſe,

*) Ueber die Geringschätzung des Teufels.



Raphael de Grada, Zürich.

Landschaft bei Florenz.
Phot. Ph. & E. Kinf, Zürich.

fromme Menschen das Flattern einer weißen unbekanntenen Taube, die sich zu Häupten des aufgebahrten Papstes in San Lorenzo niederläßt, wie damals, als man den Jüngling zum Papst erkor.

Als Franz spät am Abend in die Klosterstube zu Assisi trat, sagte er:

„Unser lieber Bruder Innocenz ist soeben drüben

in Perugia in diesem Mantel gestorben und hat den Frieden gewonnen!“

Da liefen die Brüder herzu und küßten das braune grobe Tuch und wollten alsogleich das Requiem aeternam für den Toten anstimmen.

Aber Franz vollendete: „Betet also für die arme Seele des — neuen Papstes!“

(Fortsetzung folgt).

Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

So war der Marquardt denn wieder eingegangen in sein Heim und Eigen, als wie ein Hochzeiter, dem die Braut das Bette bereitet. Und nicht anders war der Marei zu Mute als vor zehn Jahren, da das Frösteln und Schauern der Dämmerung zum ersten Mal durch dies Kammerfenster herein und über ihr Bett huschte. Aber wie damals, so umfing und bedeckte sie auch heute wieder als ein Mantel die Liebe und umfing sie als ein wonniger Traum, aus dem sie zu bald nur das mahnende Brüllen des Viehs, das schon geraume Zeit aus dem Stall herüber tönte, nicht eben lieblich aufschreckte.

Es war ein trüber grauer Morgen. Der kalte Ost fegte die letzte Erinnerung an den Triumphtag der Auszügler aus dem Gedächtnis der Dörfler. Zu diesen Erinnerungen gehörte auch die Rede des Ammanns samt Ruhanwendung und guter Meinung über das allgemeine Wohl und liebe Vaterland, den Krieg im allgemeinen und die Auszügler aus der Gegend im besondern. Nur das vergaßen sie nicht und verdroß sie, daß man dem Marquardt nachredete, er habe selber zu dritt ein Regiment Preußen in die Flucht gejagt. Der Leuenwirt meinte zwar: Der Marquardt möge wohl leicht bei den Preußen, wie er auch sonst zuweilen pflege, das Maul etwas weit aufgetan haben, also daß jene der panische Schreck ergriffen. Aber die Mehrzahl der Dörfler, vorab der Lang, ärgerten sich über die Sage, die dem Marquardt den goldenen Kranz der bürgerlichen Tugend um die Schläfe hängte, indessen sie selber doch eben am besten daran waren, ihm aus Gült und Briefen einen Strick zu drehen und ihn damit zu erwürgen.

Es gab einen trüben und kalten Maien, in den zum Ueberfluß noch ein unverständig Wetter hineinhagelte und hineinschneite. Der große Frost vom April brachte sich nun männiglich in Erinnerung, hielt Gras und Futter nieder und ließ die Frühjahrssaat nicht recht aufkommen. Also gingen die Bauern mit gerunzelten Mienen herum, güllten und schimpften, räheten und treheten, und etliche begannen schon Vieh zu verkaufen. Da ging denn auch der Marquardt hinaus in den Acker und sah sich alles an, das Gras und den Klee, den Haber und die Gerste, und indes er zuweilen den Kopf schüttelte, wurde sein Gesicht immer finsterner und dunkler. Denn wo er Kartoffeln zu stecken gedacht, lag Gerste, und wo er Gerste zu streuen gewonnen, war Klee gesät, also daß seine Felder stunden wie ein maroder Landsturm und der Marquardt zuweilen einen Fluch ausstieß und mit den genagelten Schuhen wütend ins Grüne trat. Nur wenn er am

Lehtjähigen und am Korn vorüberging, das hoch und dicht stand, hielt er an und schien sich einen Augenblick der prächtigen Parade zu freuen. Ja, das hatte er selbst gesät. Stand der Weizen nicht stramm und dick wie die Preußen? Aber das andere — ja, das hatte der Teufel, das war mit bösen Wünschen in die Furchen geregnet, drum gedieh's nicht. Und indem er so vor sich hin sinnierte, sah er nicht, daß es den Dörflern mit der Frühlissaat ging wie ihm, und er verschloß und verbitterte sich. Wie es nun einmal bei Menschen ist, daß sie nichts lieber als Unfrieden und Unheil in anderer Leute Stuben tragen, so spielten auch im Leuen etliche Dörfler vor dem Marquardt auf den Lang an und stichelten ihn, er hätte da einen sonderlichen Ackerer gehabt dies Frühjahr, und wie ihm der Klee wachse. Der Marquardt aber schwieg lange Zeit zu diesem Geschwätz, bis eines Sonntags der Better Lang in den Leuen zu einem Schoppen kam. Der Marquardt hatte eben ein Spiel Karten in der Hand, als der Lang eintrat, sich setzte und einen Wein heißte. Da wandte sich der Marquardt halbwegs nach ihm um und sah ihn an, sagte aber nichts. Nach einer Weile, da er eben seinen letzten Trumpf ausgespielt und dabei mit der Faust heftig auf die Tischplatte geschlagen, grollte er plötzlich unter dem buschigen Bart hervor: „Ich will Euch schon weisen, ob ein jeder Heuschrecken auf meinem Grund herumackern soll!“ Drauf war's wieder eine Weile still. Die Dörfler aber spannten Ohr und Augen, um des Schauspiels zu genießen, das sich da mit dem Lang und seinem Schwager abspielen möchte, indes der Lang ein paar Mal hastig an seinem Gläslein zog. Als dann aber der Marquardt wiederum die Karten mischte und zum Abheben auf den Tisch schlug, sagte der Lang zu den Dörflern: Er meine auch, meine auch — es wäre ringer einen Wirtstisch pflügen als einen Acker, es gäb noch etliche solcher Narren, Narren — Aber es könne einer den lieben langen Tag einen grünen Kettel, grünen Kettel in den Acker hinaushängen, der selbe Acker würd' doch nicht grünen. Und dabei spielte er auf die grüne Scharfschützenuniform des Marquardt an, also daß die Dörfler eine helle Lache aufschlugen, die aber alsogleich verstummte, da der Marquardt die Karten ablegte und sich nun voll zum Lang umwandte. Denn sie waren alle dessen begierig, was nun wohl kommen möchte, und der Baptist fürchtete eine Weile lang für seine Stuhlbeine. Aber nur eine Weile; denn dem Marquardt kam es seltsam ruhig vom dunkeln Gesicht, als er dem Lang antwortete: „Nichts für ungut, Better, aber die Marei ist eines Lehrers Kind. Ihr hättet ihr sagen müssen, daß man